

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 10

Artikel: Unsere Lebensmittelrationen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634473>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vollen Geldbeutel auftat und bezahlte, da begriff er auf einmal, daß er ein reicher Bauernsohn sei mit einem Haufen Geld, das ihm alles verschaffen kann, was er will.
(Fortsetzung folgt.)

Luzernische Landstädtchen: Sempach.

Von W. Lädra ch.

IV.

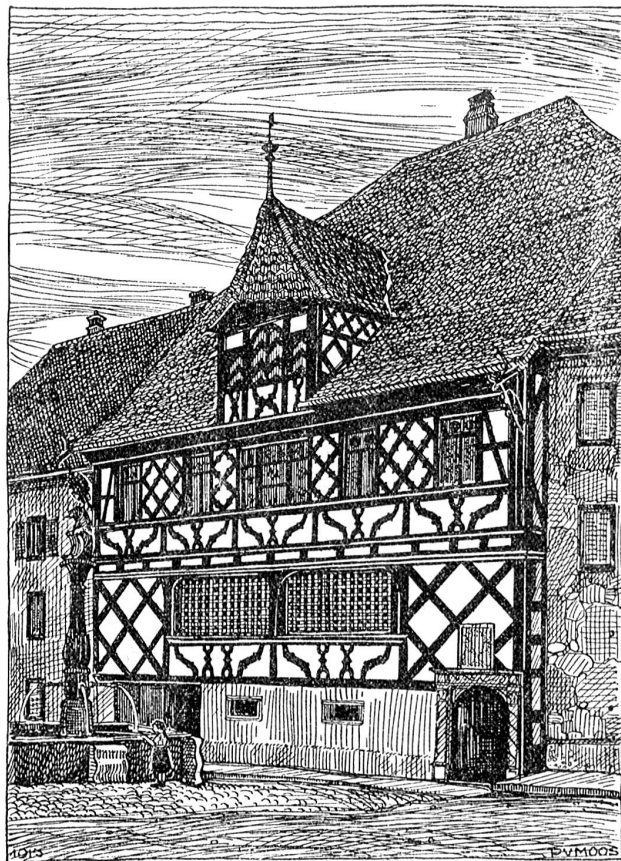
Kurz nachdem man Münster verlassen hat, trifft man eine kleine Kapelle neben einem großen Findling und dabei die Inschrift:

„Eine edle deutsche Eiche ruhte einst auf diesem Stein.
Herzog Leopolds Leiche soll hier gerastet sein.“

Und mit der Erinnerung an die historischen Ereignisse tritt man bald darauf in den Wald auf den Höhen über dem Sempacherjee.

Hören dann endlich die Tannen auf, so leuchten in der Ferne die Vierwaldstätteralpen, weitet sich der See, lehnt sich weit in der Tiefe das „alte, nicht gar große“ Städtlein an dem Hang. Der Anblick ist überwältigend.

Sempach selber hat im vergangenen Jahrhundert ver-
gessen, daß es seinen Namen einzig der Geschichte zu ver-
danken hat, und beschloß in einer Umwandlung von Größen-
wahn, Großstadt zu werden. Das bekam ihm übel. Jetzt
ist das untere Tor weg, das Ochsentor auch, klaffende Lücken
sind da. Neben dem oberen Tor, das wunderbarerweise,
wahrscheinlich seiner Uhr wegen, erhalten blieb, wurde ein
Haus abgebrochen, um der Straße breiteren Eingang zu
gewähren. Aber trotz der gähnenden Löcher oben und unten
an der Gasse blieb der Verkehr aus und Sempach blieb still,
stillter als früher. Verträumt steht das Rathaus an der
Hauptgasse, zu baufällig, um noch Ratsitzungen aufzu-
nehmen, Wäsche hängt im Saal, und mit der Schulküchen-
herrlichkeit ist's auch hier vorbei. Leer sind auch die Wirts-
häuser, denn noch schlimmer als Sursee erging's Sempach,
die Eisenbahnstation ist mehr als eine halbe Stunde von



Luzernische Landstädtchen: Das Rathaus in Sempach.



Hexenturm in Sempach.

der Stadt. Am stillsten ist's in den wenigen Nebengäßlein,
wo nur Hühner herumspazieren. Sempach ist also heute

ein ganz kleines Bauernstädtchen, das ohne Winkelried und
Sempacherbrief von keinem Menschen genannt würde.

Aber der Löwe auf der hohen Säule vor der Kirche
erinnert an Sempachs großen Tag, und alljährlich am
Montag den neunten Juli oder am darauffolgenden Mon-
tag mahnt die Schlachtfeier an vergangene Zeiten.

Von den Luzernischen Landstädtchen hat Sempach die
größte Geschichte und die kleinste Gegenwart, verdient das
aber auch für sein pietätloses Verhalten an seinen Ring-
mauern und Türmen, die es einst retteten.

Und nun geht unsere Wanderung bald ihrem Ende
entgegen. In wenigen Stunden ziehen wir hinter der Mues-
egg in die Hauptstadt ein.

Ob sich auch manche Türe leis' . . .

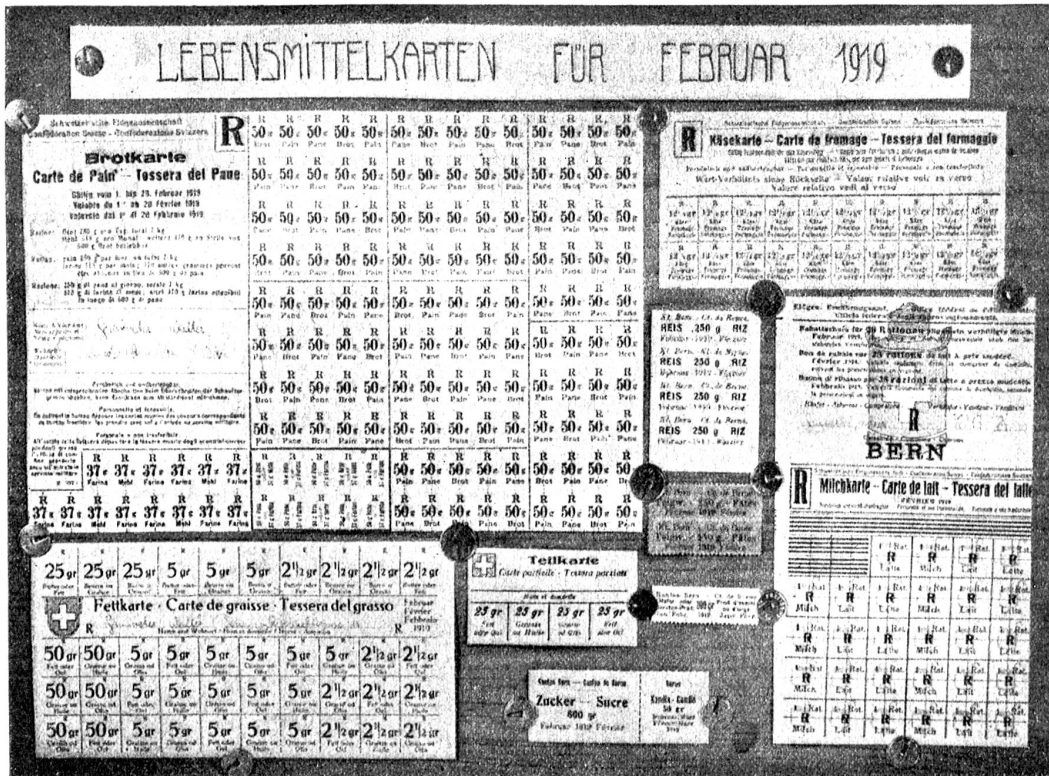
Ob sich auch manche Türe leis',
Ganz leise hinter Glück und Wollen
Verschließt, ob auch mit rauhen Schollen,
Der Tag bedeckt manch Blütenreis:

So lang die letzte Türe nicht
Sich ewig schließt, bleibt uns beim Schreiten
Durch wechselvolle Lebensweiten
Der Hoffnung mildes Sternenlicht.

Johanna Siebel.

Unsere Lebensmittelrationen.

Dem originellen Einfalle eines aufmerksamen Lesers
verdanken wir die beiden Abbildungen dieser Nummer, von
denen die eine die sämtlichen Lebensmittelarten pro Februar
1919, die andere die Menge dieser Lebensmittel in photo-



wieviele peinvolle Augenblicke im Leben der Mütter sind mit ihnen verknüpft! Die „kummervollen Nächte“, von denen das Goethewort so poetisch spricht, wurden zum millionenfachen Erlebnis. Unseren Frauen vor allem wird die Kartenzeit als eine schwere Zeit mit schier unerträglichen Lasten in Erinnerung bleiben.

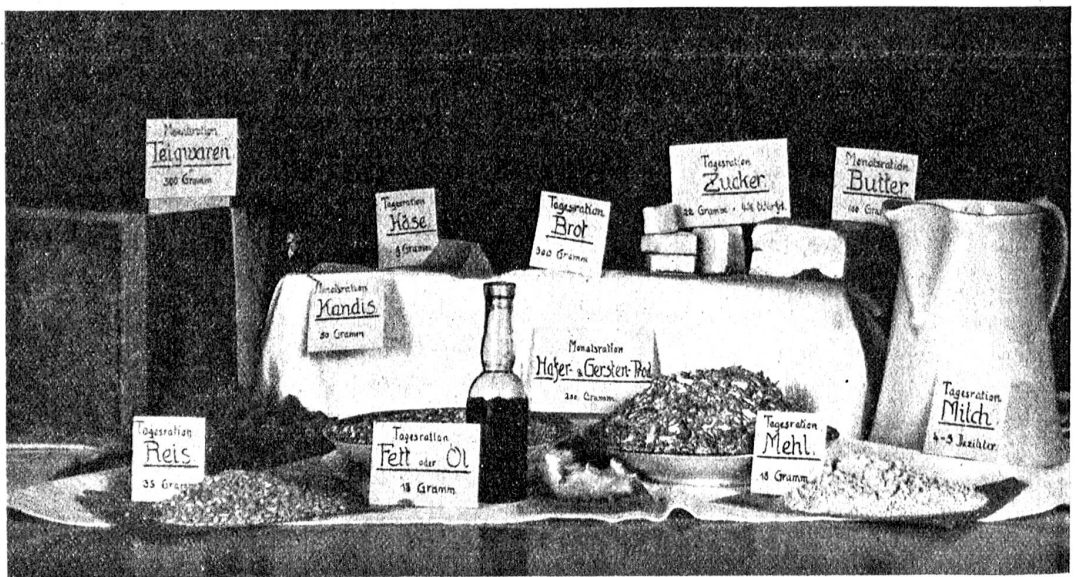
Und doch mußten wir froh sein über die gesetzliche Rationierung der Lebensmittel. Kein Mensch wagte im Ernste zu behaupten, sie sei nicht zweckmäßig oder gar unnötig gewesen. Wie weit wir ohne sie gekommen, das zeigten uns die ersten Kriegswochen mit ihrer Hamsterei und der schwindelhaften Steigerung der Lebensmittelpreise. Die entgegengesetzte Behauptung, unsere Behörden seien immer zu spät

Die Schweizerischen Lebensmittelkarten für den Februar 1919: Von links nach rechts: Brotkarte, Käse-, Reis-, Milch-, Teigwaren-, Fett-, Hafer- und Zuckerkarte.

graphischer Treue wiedergibt. Es sind dies zwei Kriegsdokumente, über deren Geschichte und Bedeutung man Bände schreiben könnte. Daß Dinge wie Brot und Zucker und Butter und Milch und Fett eine solch ungeheuer wichtige Rolle in unserm Leben spielen könnten, wie wir das heute erfahren, davon hatten wir vor dem Kriege keine Ahnung. Daß wir unsern Kindern einst mit ängstlicher Vorsicht das Brot abmessen, daß wir sie mit der gewünschten Butterstücke auf den Monatsanfang vertrösten, daß wir ihnen die Milch versagen müßten, wer hätte dies je für möglich gehalten! Und wie haben wir ungläubig den Kopf geschüttelt, als von „Brotkarten“ die Rede war; wir konnten uns

gekommen, ist richtiger, denn mit der einsetzenden Knappheit eines Lebensmittels trat auch schon das schandbare Treiben der Hamsterer, der Schieber und Spekulanten in Erscheinung, und wenn dann die Rationierung bittere Notwendigkeit wurde, so hatten diese Marodeure auf dem wirtschaftlichen Schlachtfeld bereits ihre Taschen gefüllt, und den Schaden hatten die ehrlichen Leute, die nun die hohen Lebensmittelpreise zu zahlen hatten.

Wir wollen trotz aller Bitterkeit, die mit der Erinnerung an diese Dinge in uns aufsteigt, nicht undankbar sein. Was uns die Rationierung an Sorgen, an Mühe, an „Läuf und Gäng“ und sonstwie Unangenehmes gebracht hat, ist



Unsere Lebensmittelrationen im Februar 1919: Die Mengen nebeneinandergestellt und photographisch reproduziert. Man vergleiche als Maßstab die 4 1/2 Zuckerwürfel oben in der Mitte.

diese Einrichtung schlechterdings nicht zurechtlegen. Die Brotkarte mit 250, dann 225 und später wieder 250 Gramm Tagesration ist zur herben Wirklichkeit geworden. Was ehemals die Huben zum „Zvieri“ aßen, mußte nun für den ganzen Tag ausreichen. Und der Brotkarte folgten auf dem Fuße, wie eine Sünde der andern, die Reis-, Mais-, Zucker-, Teigwaren-, Fett-, Käse- und Milchkarte. Und jede dieser Karte hatte ihre Vorgeschichte. Kein Buch meldet all die großen und kleinen Erlebnisse, die aus ihrer Existenz für jede Familie, insonderheit für jede Hausfrau, erwachsen. Wieviele Sorgengedanken,

nicht ein Zehntel von dem Leiden der armen Mütter und Kinder in den kriegführenden Ländern. Mit Grauen hörten wir kürzlich im Grobstratsaale Frau Rosika Schwimmer, die tapfere ungarische Kriegsgegnerin, von den armen Müttern in Budapest erzählen, die ganze Nächte durch bis morgens 4 Uhr mit ihren hungernden und frierenden Kindern im Arme vor den Läden auf das Stücklein Mehl und Fett warten, das ihnen zugemessen ist. Und wie in Budapest, so in Berlin, in Petersburg, in Moskau und in tausend Städten Europas. Gewiß, unser Kriegserleben ist eine Idylle im Vergleich zu dem der kriegführenden Völker.

Aber nichtsdestoweniger begrüßen wir heute die Kunde, daß das eidgenössische Lebensmittelamt die Fettkarte demnächst eingehen lassen will, als das Morgenrot einer künftigen kartenlosen schönen Zeit. Die letzte Brotkarte aber werden wir als Dokument und Erinnerungszeichen an die schwere und trübe Kriegszeit unseren Kindern und Kindeskindern aufbewahren.

Sagen aus dem Berner-Land.

Aus dem Volksmunde gesammelt von Georg Küffer.

Die Hexe.

In früheren Zeiten lebte in Orpund eine rüstige Bauernfrau. Sie rührte sich von früh bis spät; aber ihr wurden immer Strümpfe gestohlen. Sie hatte ihre Nachbarin im Verdacht. Das war eine verdrückte Seele, und man sagte, sie sei eine Hexe und könne fliegen. Die Leute erzählten sich, auf ihrem Besen fliege sie immer nach Basel, um dort Grünes für die Suppe zu holen.

Eines Morgens waren der Bäuerin wieder einige Paar Strümpfe gestohlen. Aber im Strumpfforb lag ein Strohalm. „Wart, dir will ich die Hexerei austreiben,“ fuhr es ihr durch den Kopf, und sie spannte den Halm in einen Schraubstock. Nicht lange hernach stand die Nachbarin vergrämt vor der Türe, redete dies und das, bis sie bat: „Nimm doch heraus, was du im Schraubstock hast, sonst finde ich nirgends Ruh.“ Aber alle Tage mußte sie wieder kommen und bitten. Endlich schraubte sie ihn los. Aber seither kam nichts mehr fort.

Die Wetterfrau.

Zwei Männer von Orpund, die das gleiche Haus bewohnten, hatten abgemacht, morgens zwei Uhr nach dem weiten Wald zu gehen, um Holz zu fällen. Sie traten hinaus. Eine schöne helle Mondnacht war über die Erde gespannt. Rüstig schritten sie aus. — Plötzlich erblickten sie im Mondschein eine alte, weißgekleidete Frau. Mit der linken Hand zog sie ein Wägelchen, in der rechten trug sie einen aufgespannten Regenschirm. So schritt sie immer vor den Männern hin; aber es war eher ein Schweben als ein Marschieren. Die Blicke der Holzer starrten die Fremde an; aber plötzlich verschwand sie vor ihren Augen. — Nun traten sie in den Wald und mit merkwürdigen Gefühlen machten sie sich ans Werk. Plötzlich krachte ein wildes Gewitter über ihnen.

Seither sah man zur gleichen Stunde die Frau oft denselben Weg herschreiten. Wenn sie aber den Schirm in der Hand hält, bricht immer bald hernach ein Unwetter los.

Geplogte Seele.

Hinter der Bäckerei in Oberdiesbach stand ein Stöckli. Das vermietete der Besitzer an eine Kinderschule. Zwei Diakonissinnen hüteten die Kinder. Wenn sie im Bett waren, klopfte den Diakonissinnen immer ein Geist auf die Schulter. Da wollten sie nicht mehr länger bleiben und gingen fort. Ihre Stelle versah nun eine fromme Diakonissin. Als alles zur Ruhe war, kam am ersten Abend der Geist wieder und klopfte auch ihr auf die Schulter. Da sprach sie: „Wer bist du? und warum kommst du?“

Eine kläglich winselnde Stimme antwortete: „Ich habe hier im Badofen ein Kind verbrannt. Nun finde ich keine Ruhe, bis mich jemand erlöst.“

Die Diakonissin bekreuzte sich und sagte die drei heiligsten Namen. Noch hörte sie einen erleichterten Atemzug, und von jetzt an erschien der Geist nie wieder.

Spuk im Schloß Nidau.

Im Schlosse von Nidau sieht man in hellen Mondsnächten in der Wohnung des Landvogtes eine fürchterliche Pfeife hin und her schaukeln. In den Gängen hört man ein häßliches Gezisch. — Anfangs glaubten die Nidauer, das Geräusch rühre von der Senkung des Schlosses her. — Allein es kommt vom Landvogt, der seiner gräßlichen Taten wegen jede Nacht von zwölf Uhr an bis zum Untergang des Mondes in seinem alten Schloß zubringen muß.

Der Schüp bach-Micheli.

Schüp bach Micheli, der Wasen-Doktor, war weit und breit bekannt und heute noch erzählen sich die Emmentaler allerlei Mysterien von ihm. Er konnte Diebe bannen, daß sie das Gestohlene zurückerbringen mußten, und manchen hat er mit Zaubersprüchen und Bannformeln geheilt. Er stand aber mit dem Bösen im Bunde. Der half ihm bei seinen Kunststücklein. Dabei zog er immer einen Bannkreis um sich, daß ihm der Schwarze inmitten dieses Zirkels nichts anzuhaben vermochte. Eines Sonntags während des Gloden-geläutes wollte er heken, doch vergaß er, den Bannkreis zu zeichnen, und mitten in der Beschwörung sprang eine Rake von der Scheiterbeige zum offenen Fensterflügelchen herein. Micheli spürte Krallenfinger am Nacken. Todesangst überfiel ihn. Schweißtriefend sprach er Wort um Wort der Beschwörung rückwärts, um sie ungültig zu machen. Kaum hatte er die letzten Laute in verkehrter Folge gesprochen — ein Ruck und er fühlte sich frei. Diesmal mußte der Böse noch von ihm lassen; aber von den Fingerabdrücken trug Schüp bach-Micheli noch lange Zeit blaue Mosen.

Das Launen-Gespensst.

Immer am Tage, an welchem Johannes der Täufer hingerichtet worden war, sahen die von der Lent bis hinten zum Simmenfall in den Launen oben ein seltsames Licht. Und die Bauern erzählten sich, man müsse hinaufziehen. Dann sehe man in der Luft oben einen großen Mühlstein, der an einem Faden hange, und ein Gespensst fahre mit blendender offener Sähre dem Faden entlang auf und ab, als wolle es ihn immer zerschneiden. Nun muß man unter den Stein treten und darunter ein weißes Tuch ausbreiten. Körnlein tröpfeln darauf. Das sind Samen, mit denen man alle Krankheiten heilen kann.

Als nun wieder einmal von den Launen ein merkwürdiges Leuchten ins Tal hinunter zitterte, gingen zwei Männer hinauf. Plötzlich sahen sie zu ihren Häupten den Kreis eines hausgroßen Mühlsteins schweben, und den Faden hinunter bewegt sich das Gespensst. Sein Mantel flatterte wie durchsüßer Nebel. Schredensbleich stürzten sie davon und ließen gleich einem Knäuel das Tuch im Grafe liegen. Die Wundersamen aber bekamen sie nicht.

Streiks und Attentate.

Bericht vom 20. Februar bis 5. März.

Ein tiefer Widerspruch in der Sozialdemokratie wird heute offenbar. Ihr Ziel ist der wunderbar klappende allmächtige Ordnungsstaat, der für alle sorgt und alle Kräfte für sich in Anspruch nimmt. Sozialismus ist der Inbegriff gesellschaftlicher Menschheit, der Gegensatz willkürlicher Individualität. Aber nur als Ziel. Als Methode, wie die Lehre bisher in Erscheinung trat, war sie der Inbegriff von Auflehnung gegen bestehende Ord-